

Amtsblatt

für die Erzdiözese Freiburg

Nr 3

Freiburg i. Br., 8. Februar

1939



Conrad

durch Gottes Erbarmung und des heiligen Apostolischen Stuhles Gnade

Erzbischof von Freiburg

Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz

entbietet dem hochwürdigem Klerus und allen Gläubigen der Erzdiözese

Gruß und Segen im Herrn!

✠

Beliebte Erzdiözesanen!

Man kann leider nicht mehr daran zweifeln, daß Jesus Christus auch in deutschen Landen in wachsendem Maße verkannt und bedrängt wird. Der Beweise dafür sind zu viele. Wie sehr diese Tatsache die christlichen Herzen verletzt, brauche ich euch, meine lieben Erzdiözesanen, nur andeutungsweise zu klagen. Zu meinem oberhirtlichen Trost weiß ich allerdings auch, daß die Zeitlage immer mehr zur überzeugten Stellungnahme und zum mutigen Bekenntnis zwingt, die noch Träumenden und Schlafenden weckt und unter die mutigen Aufrechten und heldisch

Opferwilligen einreicht und selbst die bedauerliche Kluft zwischen den christlichen Konfessionen verengt. Irre werden wir an Christus um keinen Preis! Das erklären wir mit heiligem Schwur vor Freund und vor Feind. Im Folgenden will ich nun, eingedenk meiner bischöflichen Sendung und heiligen Gewissenspflicht das Charakterbild des Herrn mit geziemender Sorgfalt entwerfen, um es eueren Seelen von neuem einzuprägen mit so strahlender Leuchtkraft, daß es keinem Teufel mehr gelingt, es mit seinem häß-

lichen Qualm auch nur vorübergehend zu verdüffern. Dabei muß ich mich leider auf jene Wesenszüge unseres Heilandes beschränken, die, in der Gegenwart namentlich, verzerrt oder in Frage gestellt werden.

I.

Christus war, wie es die Kirche unfehlbar zu allen Zeiten als Glaubenssatz gelehrt hat, ein Mensch. Wahrer Mensch mit Leib und Seele und allen Kräften des Leibes und der Seele. Ein Bild von ihm, das begründeten Anspruch auf Echtheit erhebt, ist uns zwar nicht überliefert. Und es ist wohl gut so. Denn kein Werk von malender oder meißelnder Hand würde das geistige Bild auch nur annähernd wiedergeben, das er in den Seelen der Menschen unauslöschlich hinterließ.

Es hat, wie ihr vielleicht wißt, der Irrtum der Doketen das Urchristentum verwirrt, der in Jesus lediglich das Göttliche sah und das Menschliche mit krankhafter Phantasie nur als scheinbar vorhanden erklärte. Die Zeit dieser vernunft- und schriftwidrigen Sekte ist längst schon vorbei. Nun will man umgekehrt das Göttliche in ihm nicht mehr anerkennen und auch das Menschliche in ihm höchstens so, daß es den Volksgenossen in der Gegenwart durch das Jüdische daran verstimmt und abstößt.

Christus ein Jude! Wie stellen wir uns dazu? Wir bleiben bei der nüchternen, geschichtlichen Wahrheit und biegen die heilige Schrift nicht mit gewaltsamer Willkür um. Wohlgemeinte, aber vergebliche, ja offenkundig törichte Mühe, ihn zum Arier zu stempeln! Als ob es nicht durch die Schrift und Überlieferung vielfältig gesichert wäre, daß er das Kind einer jüdischen Mutter und damit, wie sie selber, ein Nachkomme Davids war, was auch der Blinde Bartimäus vor den Toren Jerichos mit seinem Hilferuf bestätigt: „Sohn Davids, erbarme dich meiner“ (Mark. 10, 47). Dazu besitzen wir noch die Geschlechtsregister des Herrn bei Matthäus (1, 1-16) und Lukas (3, 23-38),

von den übrigen Zeugnissen der Apostel (z. B. Paulus, Röm. 1, 3; Gal. 4, 4) und der Urkirche (z. B. Ignatius von Antiochien, Brief an die Traller 9, 1) ganz zu schweigen.

Christus wuchs seiner menschlichen Natur nach aus jüdischem Stamm. Aber doch nur mütterlicherseits. Denn er hatte ja keinen irdischen Vater, sondern war „empfangen vom Heiligen Geist.“ Das steht wiederum wörtlich und eindeutig in der heiligen Schrift (Matth. 1, 20; Luk. 1, 35), die für uns unfehlbare Glaubensquelle ist. Freilich, der moderne Christusfeind lächelt überlegen und spöttelt über dieses hehre Geheimnis, weil er alles Wunderbare und Übernatürliche rundweg verneint und höchstens von Wundern spricht, die nach unserer Auffassung vielleicht Machttaten der Menschen, aber keine eigentlichen Wundertaten sind. Wir aber schließen, abgesehen vom Zeugnis der Evangelien und der Urkirche, von seiner Gottheit her, von der noch später die Rede sein wird, auf seinen unbedingt übermenschlichen Ursprung. Man wende hier nicht ein, der Heiland habe nach den Worten der Schrift „Brüder“ und auch „Schwestern“ gehabt (Matth. 12, 47; 13, 55); eine uralte Bibeldhandschrift besage außerdem, er sei der Sohn Josephs gewesen. Was die „Brüder“ und „Schwestern Jesu“ (Mark. 6, 3) betrifft, so ist der wissenschaftliche Nachweis für jeden unvoreingenommen Denkenden schon unzählige Male erbracht, daß es sich nur um Verwandte des Herrn in diesen Bibelstellen handelt. Die angezogene, uralte Handschrift aber berichtet in ihrem weiteren Text, daß Maria empfangen habe vom Heiligen Geist, und daß Jesus nur vor dem jüdischen Gesetz für einen Sohn Josephs „gehalten“ wurde, ohne es aber in Wirklichkeit zu sein. Der Unglaube wird sich freilich nach wie vor dieser Einsicht verschließen, weil er in seiner Voreingenommenheit nur das für untrüglich wahr hält, was ihm als Waffe gegen das gläubige Christentum dient. Dabei sind ihm auch haßerfüllte

Schmutzstellen aus dem jüdischen Talmud gegen das Christentum willkommen, ohne Rücksicht darauf, daß die heilige Schrift das Gegenteil beweist und die altehrwürdige Überlieferung und die innere Verkettung unseres Glaubensgutes die wunderbare Reinheit der Gottesmutter verbürgen.

Wir erheben darum gegen diesen widerlichen Kampf einen feierlichen Einspruch und beten und singen mit der lauretanischen Vitanei umso gläubiger und andächtiger: „Du reinste Mutter, bitte für uns!“ „Du keuscheste Mutter, bitte für uns!“ „Du unverkehrte Mutter, bitte für uns!“ „Du Mutter des Erlösers, bitte für uns!“ „Du Hilfe der Christen, bitte für uns!“

Christus war also einer jüdischen Mutter Kind. Und in diesem Sinn kommt auch nach seinem eigenen Wort „das Heil von den Juden“ (Joh. 4, 22). Sonst aber ist er himmelweit verschieden von allen anderen im damaligen Judenland. Ja er bildet geradezu einen auffälligen, in seiner Lehre und Person wohl begründeten, scharfen Gegensatz zu ihnen. Sogar das ursprünglich dankbar ergebene, einfache Volk verwandelt sich nach und nach in eine den Pharisäern willfährige, feindliche Masse. Nicht mehr: „Hosanna, dem Sohne Davids!“ (Luk. 19, 38) jubelt es jetzt, noch streut es Kleider und Palmzweige ehrfurchtsvoll auf seinen Weg. Statt dessen das wilde und wüste Geschrei: „Ans Kreuz mit ihm!“ „Nicht diesen, den Barrabas gib uns frei!“ (Matth. 27, 21 f.). Der teuflisch angespeite, mit Blut überströmte, mit Wunden ganz bedeckte, mit Dornen gekrönte, mit Nägeln und einer Lanze durchbohrte Leichnam am Kreuz bezeugt uns mehr, als Menschenzungen und Schriftbelege es vermögen, wie Christus zu seinen Stammesgenossen stand. Und ihr mörderischer Haß setzte sich in den Jahrhunderten fort. Daran erinnert sich freilich der moderne Christusgegner nicht. Er schreit vielmehr mit der wütenden Menge vor dem Gerichtshof des Pilatus in merkwürdiger Eintracht: „Fort mit

ihm, fort mit ihm. Kreuzige ihn“ (Joh. 19, 15)!

Die jüdische Abstammung des Herrn ist übrigens nur ein schlecht verhüllter Vorwand. Selbst wenn Christus kein Jude gewesen wäre, würde man ihn nicht besser bewerten und behandeln, weil man sein einzigartiges, erlösendes Wesen und sein damit verbundenes Vorbild nicht will.

II.

Betrachten wir nun dieses Wesen des Herrn, in seinen Hauptzügen wenigstens, näher:

1. Wir beginnen mit seiner Freiheit von der Sünde. Nach der Kennzeichnung durch die heilige Schrift ist er der allerreinste Mensch, den jemals die Erde trug. Ohne Überheblichkeit war er berechtigt, seine verlegenen Feinde öffentlich zu fragen: „Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen?“ (Joh. 8, 46). Selbst Judas gesteht nach seinem elenden Schurkenstreich: „Ich habe unschuldiges Blut verraten“ (Matth. 27, 4). Auch der Landpfleger Pilatus findet „keine Schuld an diesem Menschen“ (Luk. 23, 4). Sterbend am Kreuze brauchte er darum auch nur für alle anderen zu beten, nicht aber für sich selber. Der hl. Petrus endlich wendet mit Recht die Worte des Isaias (53, 9) auf ihn an: „Er hat ja keine Sünde, und in seinen Händen fand sich kein Trug“ (1. Petr. 2, 22). Und er mußte ohne Schuld und Sünde sein, denn er war in göttlicher Sendung das „Lamm, das hinwegnimmt die Sünden der Welt“ (Joh. 1, 29), ein Grund, den namentlich der Hebräerbrief ausführlich entwickelt. Darum auch seine wunderbare sittliche Reinheit im engeren Sinn. Er wandelt erhaben über Fleisch und Blut durch eine geschlechtlich überreizte Welt. Er spendet Liebe und empfängt Liebe wie kein anderer Mensch je zuvor, aber nur jene, die aus dem Geiste erblüht und das Geistige befruchtet. Und doch ist er kein grämlicher, weltfremder Asket, der überall nur Fallstricke und Sünde wittert und

über alles Sinnenhafte den Stab bricht. Er lebt, im Unterschied zu Johannes, dem Täufer, so natürlich, daß sich die verknöcherten und scheinheiligen Pharisäer darüber ärgern (Matth. 11, 19). Freilich entfesselt er die Leidenschaften nicht, aber er verlangt, im Gegensatz zu anderen Religionsstiftern, auch kein Extrem. Die immer wieder auftauchende Behauptung, er habe die Frau minder geachtet oder gar dem Manne gegenüber entwürdigt, wird in den Evangelien durch die Frauen selber widerlegt, angefangen mit jenen opferwillig edeln in seinem treuen Gefolge bis auf die Samariterin am Jakobsbrunnen oder Maria Magdalene unter dem Kreuz. Auch die Ehe ist ihm eine heilige große Sache, die er in Kana wunderbar ehrt. Ja, er erhebt sie ihrer körperlichen und geistigen, ihrer natürlichen und übernatürlichen Bedeutung wegen zum Sakrament und unauflösliehen Vertrag. „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen“ (Matth. 13, 49). Aber er zwingt nicht die Menschen ohne Ausnahme ins eheliche Joch und schmäht nicht wie die Juden und manche anderen Völker die ohne Schuld kinderlose Frau. Er spricht vielmehr verheißungsvoll sogar von jenen, die schon im Diesseits „nicht freien und nicht gefreit werden, sondern leben wie die Engel des Himmels.“ „Wer es fassen kann, der fasse es“ (Matth. 19, 12).

Bisher hat die christliche Welt bewundernd zu diesem Makellosen, zu dieser Sonne über jedem Staub und Gewölk, zu dieser verkörperten Sündenlosigkeit und Reinheit geblickt, zu diesem Einsamen, der im Raum und in der Zeit keinen zweiten mehr findet, zu diesem Erlöser, der die Sünden der ganzen Menschheit in menschlicher Liebe und opferfrohestem Gehorsam auf sich nahm. Jetzt aber wollen viele weder von ihm als dem allein Sündenfreien, und noch weniger vom Kreuz der Versöhnung etwas wissen. Die Erbsünde zumal ist zum Ärgernis geworden, ohne daß die Ärgernisnehmer sich Rechenschaft darüber geben, was man eigentlich darunter versteht. Auch

für das sittliche Ideal, das der Heiland verkörpert, hat manch einer unter uns keinen sachlichen Sinn; denn die von Christus geforderte Bändigung der geschlechtlichen Liebe und Triebe gilt ihm als unberechtigter und unnötiger Eingriff in die erbadelige, menschliche Natur. Er maßt sich damit kühn ein gesetzgeberisches Recht an, nicht unbegründet von seinem religiösen Standpunkt aus; denn der Gott, den er noch gütigst zuläßt, ist entweder so unendlich weit von ihm entfernt, daß ihn keine menschliche Sünde erreicht, oder so wesensinnig mit ihm verwachsen, daß er selber Gott ist und darum nicht sündigen kann.

Wir Christen und Katholiken wollen uns die göttliche Heilandssonne durch diese flatternden Rauchwolken nicht trüben und verdecken lassen, sondern in schmerzlicher Besorgnis abwarten, wohin die Menschheit mit diesem neuen Heil kommt, das den unbestreitbaren Riß im menschlichen Wesen und die angeborene Neigung zum Bösen überfieht, die sittliche Ordnung verhängnisvoll auflockert und keinen erlösenden Heiland mehr braucht. Schon jetzt beweist mehr als eine beängstigende Spur, wohin der eingeschlagene Weg führt. Möge es die deutsche Frau an ihrem eigenen Schicksal nicht erproben, ob ihr Wert und ihre Weihe mit dem Niedergang des Christentums steht oder fällt.

2. Das Wesen des Heilandes aber enthält noch weit mehr als nur das Freisein von Sünde. Freiheit von Schuld ist, wie ihr alle wohl wißt, noch lange keine Tugend. Das unmündige Kind ist zwar unfähig zur persönlichen Sünde, aber damit noch keineswegs tugendhaft. Tugend ist Fähigkeit, Fertigkeit und Festigkeit im Guten. F u n d a m e n t liegt aber in dem, was Christus in Vorbildlichkeit besitzt: i n d e r D e m u t.

Christus selber gibt Zeugnis von sich, indem er wie kein anderer in die Welt hineinruft: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig v o n H e r z e n“ (Matth. 11, 29). Das überrascht. Denn wer anders

hätte berechtigter und lauter auf sein Wissen, auf seine Macht und sein Übermenschentum sich beziehen und pochen können, als gerade er. Schon als Knabe überragte er mit seiner Weisheit die ergrauten Lehrer im Tempel, sodaß sie „außer sich waren“ (Luk. 2, 47). Während seines öffentlichen Lebens läuft das Volk ihm zu Tausenden nach (Joh. 12, 19), vergißt Heimat und Hunger und gesteht, hingerissen von seiner Rede: „So hat noch kein Mensch gesprochen wie dieser“ (Joh. 7, 40). So sehr sind alle erfüllt von seiner Lehre und begeistert von seiner göttig erhabenen Person, daß sie ihn zum König machen wollen (Joh. 6, 15). Er aber entweicht ganz allein auf den Berg.

Seinen einzigartigen Worten entspricht auch seine unvergleichliche Tat. Was an Krankheit und Elend damals im Judenland jammerte und siechte, strömt ihm wie einer erlösenden Mündung von allen Seiten Tag für Tag zu. Er heilt die Bresthaften und die Ausfägigen, die Stummen, die Gelähmten und Blinden ohne Untersuchung und Arznei. Mit einem einzigen Wort, wie kein Arzt noch je auf der Welt. Oder gar aus der Ferne. Selbst der Tod räumt vor ihm das Feld, wie es Lazarus in Bethanien, der Jüngling von Naim und die Tochter des Jairus bezeugen. Er aber weicht den irdischen Ehren und Hochrufen mit derselben Absichtlichkeit aus, mit der der stolze Mensch sie ersehnt und erkämpft. Er ist „nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen“ (Luk. 22, 27). Darum wohnt er auch in keinem Palast mit kostbaren Teppichen und goldstrogendem Bildwerk, mit duftenden Blumengärten und kühlendem Wasserspiel. Nicht einmal ein kleinbürgerliches, orientalisches Haus mit ein paar Schlafmatten auf dem gestampften Lehm Boden nennt er sein eigen. Wie ergreifend klingt es aus seinem wahrhaften Mund: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester, der Menschensohn aber hat nicht, wohin er sein Haupt legen kann“ (Matth. 8, 20). Er bleibt also

auf der gleichen Linie, die er im winterlichen Stall zu Bethlehern und auf der Flucht nach Ägypten begann und mit der Armut in Nazareth fortsetzte. Die Großen dieser Erde werfen sich in Purpur und Seide und tragen Ringe, Diademe und Kronen. Er aber hinterläßt, als er stirbt, ein einziges Oberkleid, das die Henker, als die Erbberechtigten der hingerichteten Missetäter, stückweise unter sich teilen, einen ungenähten Leibrock, über den sie das Loß werfen (Joh. 10, 23 f.) und eine blutgetränkte Krone — von Dornen! Und eine arme, alte, einsame Mutter voller Schmerzen.

Und wie demütig ist sein Verkehr! Beim einfachen, mühseligen Landvolk ist er daheim oder gar bei den Sündern und Zöllnern, sodaß die selbstgerechten Pharisäer die Nase darüber rümpfen und seine Messiasendung deshalb bestreiten. Zu seinen ständigen Begleitern beruft er Männer ohne Namen, ohne Wissen und Vielkönnen, wie sie scheinbar der Zufall ihm bringt: in der Mehrzahl galiläische Fischer, dazu einen mißachteten Zöllner. Einmal freilich reitet er, umrauscht vom hundertstimmigen Hosanna, durch die Tore der Stadt, aber nicht hoch zu Roß, wie etwa ein kaiserlicher Triumphator in Rom, sondern auf dem trippelnden, schwächlichen Füllen einer Eselin, das einem ungenannten Fremden gehörte. Und abgrundtief steigt er gleich darauf herab. Wie ein Sklave wäscht er seinen Aposteln knieend die staubbedeckten Füße und sitzt dann mit seinem Verräter zur schmerzlich heiligsten Feier am Abendmahlstisch. Zwei Stunden später taucht er in die äußerste Demut seines Leidens bis zum schmachvollen Verbrechertod am Kreuz. So selbstvergessen, so demütig ist er.

Und doch vergibt er sich nichts. In seiner „Selbstentäußerung“ (Phil. 2, 7) hört er nicht auf, der „Herr“, der „Meister“, ja der „König“ zu sein. Wenn sein Werk und seine Sendung es verlangen, durchstrahlt seine irdisch unansehnliche Gestalt eine überwältigende Maje-

stät. Da wächst er über jede irdische Größe unvergleichlich hinaus. Die Pharisäer züchtigt er unzähligmale mit der überlegenen Schärfe seines Geistes oder mit seinem das Innerste und Verborgenste durchdringenden Blick. Auch die Apostel bekommen seine Herrschermacht nicht selten empfindlich zu verspüren. Oder sie schauen ihn himmlisch verklärt und göttlich bezeugt über dem Gipfel des Labor. Die waffenklirrende, von Judas geführte, freche Rotte wirft er im Ölgarten mit einem kurzen „Ich bin es!“ ohnmächtig zu Boden (Joh. 18, 6). Er würdigt den Vierfürsten Herodes keines Worts, sodas ihn dieser ehebrecherische Tyrann vor Enttäuschung und Ärger in ein Narrenhemd steckt. Auch vor Pilatus schweigt er sich zuerst aus, um dann den gewaltigen Satz in Geisteshoheit zu sprechen: „Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, das ich der Wahrheit Zeugnis gebe. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme“ (Matth. 27, 14; Joh. 18, 37).

3. Mit der Demut des Herrn sind zwei andere Tugenden, seine Sanftmut und Geduld aufs nächste verwandt. Ja sie verhalten sich zur Demut wie die Kinder zur Mutter. An Gelegenheit zur Übung dieser Tugenden fehlte es ihm nicht. Da lärmt und drängt das ihn belagernde, heil- und wunderfüchtige Volk. Er aber braucht kein unwirksames Wort. Die Mütter wollen noch den Segen für ihre neugierigen und gesprächig übersprudelnden Kinder, obgleich es schon abendlich dämmt und Jesus so abgepredigt und todmüde ist. Aber mit unererschütterlicher Geduld tadelt er seine aufgeregten und handgreiflich werdenden Apostel und spricht: „Lasset doch die Kindlein zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich“ (Matth. 19, 14). Wie unbelehrbar, wie kleingläubig, wie töricht und dennoch wieder wie selbstfüchtig und aufgeblasen sind überhaupt manchmal die Jünger! Er aber schickt keinen einzigen als untauglich davon und erträgt sogar den Judas,

obgleich er genau weiß, das dieser einzige Apostel aus Judäa schon seit Monaten heuchelt, ein gemeiner Dieb an der mageren Gemeinschaftskasse ist und zum teuflischen Verräter an ihm wird. Er sieht, wie nach seinen ersten herrlichen Erfolgen auch ein verheerender Rückschlag sich meldet, aber er tobt und rast nicht, wie es andere Große der Geschichte in ohnmächtigem Jähzorn schon taten, sondern wandert ruhig und unbeirrbar seinen Erlösungsweg weiter. Im Leiden gar enthüllt er eine so einzigartige Sanftmut und Geduld, das er das Wort des Propheten Jeremias noch übertrifft: „Wie ein Lamm wird er zur Schlachtbank geführt“ (Jerem. 11, 19). Hoch am Kreuz, während seine Feinde ihn maßlos verlästern und begeifern, betet er und verzeiht.

Und doch gilt auch hier, das jede Tugend ihrem Wesen nach in der Mitte des Entgegengesetzten liegt und damit ihre Grenzen nach beiden Seiten hat. Eine Sanftmut und Geduld, die den Menschen zum unwürdigen Spielball der Frechheit und Ausbeutung macht, ist keine Tugend mehr, sondern Hilflosigkeit und unmännliche Schwäche. Wie sich aber die Demut des Herrn mit der königlichen Würde, so paart sich in notwendiger Mischung auch seine Sanftmut und Geduld mit der gewappneten Mannesart, ja mit der flammenden Entrüstung, sobald es die Ehre Gottes oder das Heil der Menschen, also die höchsten Werte und Beweggründe, erfordern. (Die nachfolgenden Szenen genügen zum Beweis: Er flücht angesichts des unwürdigen Schachers und Geschreis an heiliger Stätte ein paar rasch aufgelesene Stricke zu einer handfesten Peitsche. Dann treibt er die Verkäufer samt ihrer lebendigen Ware aus den beschmutzten Vorhöfen des Tempels und stößt mit energischem Fuß auch die Wechselbänke um. Und es rötet sich in heiligem Zorn sein sonst so göttlich ruhevolltes Gesicht, wenn die heimtückische Heuchelei der Pharisäer ihn beschleicht. Da findet er Worte, die wie Steinwürfe oder die Spitzen der Geißelschnüre tref-

fen. Oder er droht gar in flammender Rede mit einem sich steigenden Weh und mit ewigen Schicksalen, die jedes Strafmaß der Erde um ein tausendfaches überbieten.)

Trotzdem finden, wie die Demut, so auch die Sanftmut und Geduld des Herrn bei seinen neuzeitlichen Gegnern nur eine ablehnende, überhebliche Kritik. Das seien Tugenden, so heißt es, die sich widerrechtlich diesen Namen anmaßen, weil sie das Selbstbetonte und Heldenhafte, das unnachgiebig Harte und Kämpferische verletzen, das erst den Mann und auch die Frau mit der wahren Charaktergröße kröne. Als ob Christus keine machtvolle Männlichkeit und Würde besessen hätte! Als ob er nicht fast täglich im Kampf mit dem böseartigen und aufdringlichen Pharisäertum lag! Als ob er kein vollendeter Charakterheld gewesen wäre, der in unbeirrbarer Geradheit und unbeugbarer Härte seine sittlichen Ziele verfocht! Nur das eine ist, nach dem Gesagten, zutreffend, daß seine vorbildliche Tugend aus zwei sich ergänzenden Teilen besteht und damit die Vollkommenheit erreicht, während das moderne Heldenideal einseitig zu sein scheint. Denn der wahre Held hat ein natürliches Verständnis für die Grenzen seiner Kraft und für die Anerkennungen und Rücksichten, die auch Andersgeartete verdienen. Er weiß es aus seinen eigenen inneren Überwindungen und auch aus den Zeugnissen der deutschen Geistesführung viel zu gut, daß es oft unvergleichlich schwerer ist, den aufkochenden Zorn abzukühlen und die ausbrüchige Ungeduld zu beherrschen, als einen Feind auf dem Schlachtfeld mit der Überlegenheit seiner Waffen oder im Wettkampf mit der Wucht seiner eisernen Fäuste zu schlagen. Es wäre ein verhängnisvoll schlimmer Rückfall in eine kulturarme Welt, wenn die Größe und Güte des Menschen nicht mehr im edlen Sichbescheiden, im gegenseitigen Sichverstehen und -Ertragen und im sieghaften Sichselbstbändigen läge.

Ein stahlhartes, schonungsloses Zeitalter, das damit anbräche, ohne jene Sonne und jenes göttlich schöpferische Feuer, das Jesus mit seiner Liebe der geistigen Welt brachte.

4. Damit nennen wir das Höchste und Allerschönste, das wir im menschlichen Leben des Heilandes bestaunen, das, was seine Sanftmut und Geduld und zuletzt auch seine Demut begründet und noch herrlicher strahlt als seine Weisheit und Wundermacht: Christi innigste, bis zur Selbstentäußerung hilfreiche Liebe! „Er ging umher, Wohltaten spendend“ (Apg. 10, 38). So kennzeichnet mit fünf schlichten Worten der Verfasser der Apostelgeschichte das ganze Leben des Herrn. Also nirgends, wie bei den meisten Großen der alten Welt, vermodernde Leichen, die den Weg ihres Aufstiegs umsäumen. Nirgends Gefängnisse und klirrende Ketten für entrechtete und verflaute Menschen. Auch keine Flüchtlinge in fremden Ländern oder in den Schlupfwinkeln der benachbarten Wüste. Was er besitzt, gibt er her: Seinen göttlichen Reichtum an Wissen, seine Allmacht über die Krankheiten und den Tod, die überreiche Kraft seines jungen, unschuldigen Leibes bis zur Ermüdung und Erschöpfung, das zärtlichste Mitleid seines Herzens — „mich erbarmt das Volk“ (Matth. 15, 32) — und die unvergleichliche Seligkeit seines überirdischen Lohnes. Wunderbare Worte, unerhört in der ganzen Welt, die er für alle Zeiten vom galiläischen Berge aus sprach: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich. Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden. Selig die Sanftmütigen, denn sie werden das Land erben. Selig die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden. Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen. Selig die Friedfertigen, denn sie werden Söhne Gottes heißen. Selig die Verfolgung leiden der Gerechtigkeit zuliebe, denn ihrer ist das Himmelreich. Selig seid ihr, wenn man euch schmätzt

und verfolgt und alles Schlechte in lügenhafter Weise wider euch ausragt um meinetwillen, dann freuet euch und jubelt, denn groß ist euer Lohn im Himmel!" Jesus verzehrt sich wie eine Kerze, die langsam verbrennt und fast blutig vertropft, indem sie erleuchtet und erwärmt, und umso glühender aufflackert, je mehr ihr Ende sich nähert, wie es die Einsetzung des allerheiligsten Altarsakramentes beweist (Joh. 13, 1). Jetzt noch öffnet er im Tabernakel wie ein Pelikan seine Brust, um alle, die hungern nach Gerechtigkeit und Gnade, mit seinem verklärten Fleisch und Blut fürs ewige Leben zu nähren.

Und wie weit ist diese Liebe! Er liebt seine gebenedeite Mutter, seinen mühseligen Pflegevater und seine auserwählten Apostel. Er nennt sie „die Seinen“ und seine Freunde und nicht mehr seine Knechte (Joh. 15, 15) und deckt sie im Ölgarten vor den Schergen der Hohenpriester mit seiner Brust (Joh. 18, 8) Er liebt den Johannes, den Lazarus, Maria und Marta, als wären sie seine leiblichen Schwestern und Brüder. Er liebt alle, die den Willen seines Vaters tun, und erklärt, sie seien ihm in geistiger Verwandtschaft, die jene des Blutes um vieles übertrifft, Vater und Mutter, Bruder und Schwester (Matth. 12, 50). Er liebt Jerusalem, die unselige Stadt, und weint Tränen des hoffnungslosen Mitleids über sie und ihr fürchterliches Los. Es ist die beglückende und verzeihende Liebe einer Mutter. Der Vater mag in seiner Strenge verwerfen, aus dem Hause verweisen und enterben, die Mutter erinnert sich daran, daß sie aus dem Blut ihres Herzens ihr Kind formte und unter Schmerzen gebar. Er liebt die Sünder und betet noch unter Qualen am Kreuz: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Er liebt die Armen, die Freund- und Freudlosen und ruft in das geplagte Land seiner Heimat und in die weite, trotz allen modernen Einspruchs tränenreiche Welt: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken“

(Matth. 11, 28). Ob es Juden sind oder nicht. Wo immer sie wohnen. Und er gibt sein Leben freiwillig für alle Menschen, auch für die undankbarsten, dahin. Noch kurz, ehe er aus der Sichtbarkeit scheidet, befiehlt er aus erlösendem Mitleid seinen Jüngern: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker“ (Matth. 28, 19). So ist seine Liebe feurgewaltig wie ein Vulkan und ohne Grenzen im Raum und in der Zeit. Sie wogt auf, unermesslich, unerschöpflich und tief wie ein uferloses Meer. Und so stark ist sie, wie der Tod, der jedes Leben wie einen Binsenhalmbricht; ja noch stärker ist sie als er, weil sie der Gottesliebe entspringt und damit zur mächtigsten Kraft wird und zur höchsten Wonne seiner Seele. Nur eine einzige Erholung kennt er: das geheimnisvolle Zwiegespräch mit dem Vater: in der Menschenleere und Stille des rosig oder neblig anbrechenden Morgens; in der Einsamkeit der weitschauenden, baumlosen Berge; im Schweigen, Flüstern und Rauschen des nächtlich traumumfangenen Ölgartens oder auch — für kurze Minuten freilich nur — in der Seligkeit des vom Himmelsglanz überfluteten Tabor. Und eine immerwährende, unstillbare Sehnsucht erfüllt und verzehrt ihn: das Heimweh nach dem Vater und nach der Heimkehr der Erlösten zu ihm durch die entsehlliche Schlucht seines Leidens.

Wie seine Demut, Sanftmut und Geduld, so ist auch Jesu Liebe ohne Schwäche. Sie bleibt von Einseitigkeit und rührseliger Weichlichkeit frei. Er liebt den Frieden und vermag ihn der friedlosen Welt. Und doch gilt ihr auch sein kämpferisches, stahlhartes, wie eine Kriegserklärung klingendes Wort: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Matth. 10, 34). Er bettelt nicht um dankbare Gegenliebe, sondern läßt uns die ungehemmt freie Wahl und die letzte persönliche Entscheidung. Er verzärtelt die Menschen keineswegs und macht ihnen das Leben nicht dornenleer und leicht, sondern spricht bestimmt und ohne Ab-

strich: „Wie eng ist die Pforte und wie schmal ist der Weg, der zum Leben führt! Und wenige sind es, die ihn finden“ (Matth. 7, 14)! „Wer mir nachfolgen will, der nehme täglich sein Kreuz auf sich, verleugne sich selbst und folge mir nach“ (Luk. 9, 23). Dazu die andere, rücksichtslose Kampfansage: „Das Himmelreich leidet Gewalt und nur jene, die sich Gewalt antun, reißen es an sich“ (Matth. 11, 12). Oder der vierte, geradezu heldenhafte fordernde Satz: „Wenn dich dein rechtes Auge ärgert, so reiße es aus und wirf es von dir . . . Und wenn deine rechte Hand dich ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir“ (Matth. 5, 29 f.). Und er verlangt nicht nur die spielend leichte Liebe, die die Menschen an liebe Menschen in der Freundschaft und Ehe bindet. Er gibt vielmehr allen ohne Ausnahme das ungeheuer schwere Gebot: „Liebet eure Feinde!“ „Tuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verleumdend“ (Matth. 5, 44)!

Auch für diese Christusliebe ohne Gleichen findet mancher neue Mensch keine Gegenliebe mehr. Da hört man nicht selten heutzutage: allgemeine Menschenliebe sei ein unnatürliches Gefühl, das man weder begreife, noch brauche. Verzeihung und Feindesliebe bedeute eine törichte Förderung der Frechheit und der hemmungslosen Angriffslust des Widersachers. Wer einem auf die rechte Wange schlage, der empfangen, als abschreckende Quittung dafür, eine fastige auf die rechte und die linke. Nicht die Liebe behalte einseitig das Recht, der Haß sei noch gewaltiger und schöpferischer als sie. Wer um Barmherzigkeit winselt, habe damit schon sein Leben verwirkt. Nicht das Erdulden, Ertragen und Entfagen sei die wahre Aufgabe der lebensstarken Menschenliebe, sondern das Zugreifen und Erobern, das Besitzen und lustfrohe Genießen. Nur ein Törichter und Volk fremder verstehe die Einladung Christi an die körperlich oder seelisch Verkrüppelten noch. Christliche Liebe zu allen Menschen komme einer Unterschätzung und Gefährdung der

eigenen Werte und Volksaufgaben gleich. Die acht Seligkeiten seien mit daran schuld, daß die christliche Welt entartet und verelendet sei und im Leiden hysterisch schwelge, statt im Handeln tapfer zu überwinden und mit dem letzten Einsatz zu erobern. Die Liebe zu Gott endlich sei deswegen nicht zu verstehen, weil es entweder keinen persönlichen, überweltlichen Gott gebe, oder weil die Gottesliebe der Liebe zum Diesseits und der Kraftanstrengung für unser Volk und Vaterland widerspreche. In einem nur habe Christus Recht: „Niemand kann zwei Herren dienen!“ Der neuzeitliche Mensch diene seiner Erde und habe damit Aufgabe und Arbeit, Freude und Lohn genug.

Das und anderes weiß man zur Zeit gegen Christi Liebe einzuwenden. Aber diese Botschaft ist nicht neu. Das waren auch die Ansichten und Grundsätze der Heiden, ehe Christus, der erlösende Herr, kam. Nur scheute man sich damals in den meisten kultivierten Kreisen und gehobenen Volkskörpern noch, das Evangelium der Gegensätzlichkeit und des Hasses so laut und so aufdringlich zu verkünden, wie es heutzutage da und dort geschieht. Welches aber der Zustand der sogenannten Kultur Menschheit war, bevor Christus sie durch seine Liebe und Wahrheit und sein gottmenschliches Blut umschuf, lehrt die Geschichte auch der abendländischen Völker. Wer diese nicht nur undeutsch obenhin, sondern eingehend in deutscher Wissenschaftlichkeit kennt, wer die gellenden Notschreie der damals Unterdrückten, ob es Frauen waren oder Sklaven, ob es Kinder waren oder geknechtete Klassen und ganze Völker, durch die Jahrhunderte hört, der kniet erschüttert vor Jesus nieder und bittet und beschwört ihn mit aufgehobenen Händen: „Herr, laß deine Liebe und die Liebe zu dir und damit die gütige bis zum Äußersten opferwillige Liebe zu allen Menschen in unserem Volk und Vaterland nicht erlöschen, damit nicht die nordisch kalte Nacht über die Welt hereinschnehe ohne Sonne und ohne Feuer!“ Den Christusfeinden aber

antworten wir im Namen aller „Mühseligen und Beladenen“ mit dem sterbenden Heiland am Kreuz: „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Luk. 23, 34). Und wir lesen in der Leidensgeschichte des Herrn noch wenige Zeilen weiter, um das Wort des erschütterten Hauptmanns zu vernehmen: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ (Mark. 15, 39).

III.

Damit stehen wir vor dem Besten und Höchsten, was wir von Jesus hier zu sagen haben: „Mein Herr und mein Gott!“ (Joh. 20, 28). Durch diesen Glauben ist für alle Zeiten ein ganz neuer Gesichtspunkt gegeben, den kein anderer Glaube, heiße er, wie er wolle, auf die Dauer verdrängt. Wäre Christus nur ein großer Religionsstifter, dann unterlägen er und sein Werk den Gesetzen alles Gewordenen und damit nicht unbedingt Nötigen, sondern dem Wandel wesentlich Unterworfenen. Dann wäre es sogar begreiflich und natürlich, daß auch seine Gedankenwelt einmal durch eine andere abgelöst wird und sein eigenes zeitgebundenes Bild im Glanz eines neuen verbleicht. Dann dürfte man davon reden, daß, wie auf die heidnische die christliche, so nun auch auf die christliche eine dritte Weltanschauung folge. Dann könnte man uns selber als geistesarme Rückständige und ewig Geftrige brandmarken, über die das Rad der Entwicklung schonungslos hinwegrollt. Dann ließen sich vielleicht nicht wenige von uns Christen durch ein sachliches Schrifttum belehren, daß die Verteidigung Christi zwar ehren- und heldenhaft, aber doch eine verlorene Liebesmühe sei, denn die sieghaft neue Zeit mache einen neuen Mythos notwendig.

Aber alles das fällt mit der Tatsache dahin, daß Christus wahrer Gott ist. Gott nicht bloß, weil er innigst durchdrungen war vom Gefühl der Gottesnähe und der Kindschaft dem Vater gegenüber, sondern Gott, wie die Kirche es lehrt: Gott gleichen Wesens wie der Vater!

Man sage nicht, die Gottheit Christi sei eine veraltete, müßige Behauptung, die in Widerspruch stehe mit der neuzeitlichen besseren Erkenntnis. Wir antworten: Nein! Das ist eine beweisbare Wahrheit, wenn auch nicht dergestalt, wie wir einen Satz der Rechenkunst erschließen, aber doch so, daß man daran nicht zweifeln kann, ohne die Tatsachen zu verletzen, ohne Christus zum größten Menschheitsrätsel zu stempeln und am Verstand von Jahrhunderten zu zweifeln. Wer die Evangelien in Wissenschaftlichkeit nimmt, wie sie liegen — und nur grundsätzliche Voreingenommenheit kann sie zerstückeln und umstellen, das Mißliebige darin ausmerzen und als sagenhaften Niederschlag brandmarken — dem ist es unmöglich, im Ernste zu bestreiten, daß Christus sich selbst als göttliches Wesen kennzeichnet. Führen wir nur wenige Belege dafür an:

Er gibt Gebote, wie sie Gott selber durch die Natur und auf dem Sinai gab. Er erblickt in seiner Person etwas viel Heiligeres und Erhabeneres noch als den dreimalheiligen Tempel. Er nennt sich den Herrn des jüdischen Sabbath (Matth. 12, 8) und verzeiht aus eigener Vollmacht die Sünden der Menschen (z. B. Matth. 9, 2; Mark. 2, 5 u. a. a. D.). Die Juden verstanden es sehr gut, was das für sein Wesen bedeute (Luk. 5, 21). Sie haben ihn darum der Gotteslästerung bezichtigt. Er verlangt unbedingten Glauben an sich und seine Worte, nicht bloß unter Verheißung eines jenseitigen, glückseligen Lebens, sondern auch unter Androhung von unabänderlichen, ewigen Strafen. „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er schon gestorben ist“ (Joh. 11, 25). „Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden“ (Mark. 16, 16). Er spricht das nur göttlich zu deutende Wort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh. 14, 6). Er hat also nicht bloß Anteil an der Wahrheit wie jeder andere sonst; er ist sie. Er spendet nicht etwa Leben, wie die sich verjüngende Natur; er ist es in schöpferischer Fülle. Er gehört nicht zu den vielen Wegen, die die Menschen

in religiöser Hinsicht wählen und wandeln können, nein, er ist der einzig richtige Weg, sodas jeder andere Weg sich als ein Irrweg erweist. Er ist es, der sich mitten unter die Menschen stellt und die letzte Entscheidung und die treueste Gefolgschaft bis zum blutigen Ende verlangt. Er bekennt sich als das Ziel aller menschlichen Seelen und zwar so, das sie ohne Rast sich plagen und jagen, wenn sie nicht ruhen in ihm (Matth. 11, 29). Er bezeichnet sich und seine Wahrheit als das ewig und ausschließlich Bleibende in der Erscheinungen Flucht. „Ich bin bei Euch alle Tage bis ans Ende der Welt“ (Matth. 28, 20). Göttliches Wort, noch überboten vom andern: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“ (Matth. 24, 35). Noch mehr: Am Ende seines irdischen Lebens spricht er auf dem galiläischen Berg, wohin er seine elf Jünger noch einmal beschied: „Mir ist alle Gewalt gegeben, im Himmel und auf Erden“ (Matth. 28, 18). Darum wird er auch am Ende der Zeiten kommen, um zu richten die Lebendigen und die Toten. Er, der im Anfang schon war, bevor gegründet war die Erde. „Ehe Abraham war, bin ich“ (Joh. 8, 58). Er, der im hohenpriesterlichen Gebete an den Vater mit der jubelnden Bitte sich wendet: „Und nun, Vater, verherrliche mich bei dir selbst mit jener Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, e h e d i e W e l t w a r“ (Joh. 17, 5). Er und der Vater sind eins (Joh. 10, 30). „Wer mich sieht, der sieht auch den Vater, der mich gesandt hat“ (Joh. 12, 45). „Alles ist mir vom Vater übergeben, und niemand kennt den Vater als der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will“ (Matth. 11, 27). „Alles, was der Vater tut, tut in gleicher Weise der Sohn. Denn gleichwie der Vater die Toten erweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn l e b e n d i g, welche er will“ (Joh. 5, 19 f.).

Damit verweist Jesus auf eine neue Beweisreihe, die eigentlich sein Selbstbekenntnis trägt,

auf seine T a t e n. „Die Werke, die ich im Namen meines Vaters wirke, diese geben Zeugnis von mir“ (Joh. 10, 25). Diese Werke aber sind seine W u n d e r.

Wir wissen es nun wohl, das die neue Zeit von Wundern nicht selten redet, aber an die christlichen Wunder nicht glaubt, obgleich sie keinen anderen Widerlegungsgrund hat als ihre Voreingenommenheit gegen alles, was die Naturgesetze überschreitet. Als ob Gott, der Urheber und allmächtige Herr des Weltalls, nicht auch das Recht und die Gewalt hätte, Wirkungen hervorzubringen, die die Natur als solche nicht hervorbringen kann. Was die Wunder Christi betrifft, so sind sie mindestens so zuverlässig bezeugt als alles, was wir über Cäsar und Augustus oder unsere Vorfahren lesen. Die Wunder an ihm und die Wunder durch ihn durchziehen, namentlich bei Markus, sein ganzes Leben als wesentlicher Teil im breitesten Strom, den man nicht weggleiten kann, ohne den Zeugnissen Gewalt anzutun und das Leben Jesu selber bis ins Inhaltlose und Widerspruchsvolle zu entleeren. Die Wunder Jesu wirkten sich aus in der Bekehrung und im Glauben der Apostel und setzten sich als die Kraft des Namens Jesu in deren eigenen wohlbezeugten Glaubenstaten fort. Sie sind auch jetzt noch dem Christentum nicht fremd, weil Christi göttliche Macht sich niemals erschöpft. Wer aber Wunder wirkt, wie Christus es tat, wer die sich türmenden, bedrohlichen Meeresswogen mit einem Wort bis zur Spiegelglätte stillt, wer Gichtbrüchige, Blinde, Taube, Stumme, Lahme und fürchterlich zerfressene Aussätzige mit einem Willensbefehl in einem Augenblick heilt, wer Tote, die schon in riechbare Verwesung übergangen, durch einen lauten Ruf erweckt und selber aus dem Grabe aufersteht, der ist der Herr der Natur. Der ist jener göttlich Erhabene, vor dem jeder andere, bezwungen durch die Gottestaten spricht: „Herr, gehe weg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch“ (Luk. 5, 8).

Man wende nicht mit Überheblichkeit ein: Die Menschen jener Zeit waren wohl kaum schon in der Lage, das Außergewöhnliche, aber immer noch Natürliche, vom Übernatürlichen und wesentlich Wunderbaren zu unterscheiden. Als ob es lauter Kinder oder gedankenschwache Greise, oder gar lauter Betrogene und Betrüger gewesen wären! Als ob sie nicht den klugen Verstand jenes geheilten Blindgeborenen besessen hätten, der den über seine Heilung bestürzten und verärgerten Pharisäern die zutreffende, beißende Antwort gab: „So lange die Welt steht, hat man noch nie gehört, daß jemand einem Blindgeborenen die Augen aufgetan hätte. Wäre dieser nicht von Gott, so könnte er nichts ausrichten“ (Joh. 9, 32 f.).

Als ob nicht auch die Pharisäer seine Wunder eingestanden und keine andere Erklärung dafür gewußt hätten, als die lächerlich dummdreiste, daß er sie aus Beelzebub, dem obersten aller Teufel, wirke (Luk. 11, 15). Als ob kein ungläubiger Thomas selbstgefällig geklügelt hätte: „Wenn ich an seinen Händen nicht das Mal der Nägel sehe und meine Finger nicht in die Wundmale legen kann und meine Hand nicht in die Seite, so glaube ich nicht“ (Joh. 20, 25). Als ob die Apostel und Apostelschüler für einen Irrwahn oder gar einen Betrug in den Märtyrertod gegangen wären! Als ob die Christen in fast zwei Jahrtausenden nicht auch als ehrliche und urteilsfähige Menschen, sondern nur als leichtgläubige Halbkultivierte und kritiklose Nachbeter von kindischen Ammenmärchen zu gelten hätten! Wer freilich nicht glauben will, dem geht der Glaube auch nicht ein, wenn ein Toter aus dem Grabe zu ihm käme, wie es der Heiland selber im Gleichnis vom reichen Prasser und armen Lazarus betonte (Luk. 16, 30). Wir aber glauben!

Was die christenfeindliche Kritik am Wunder und an der Gottheit unseres Herrn zu bemängeln wußte, das hat sich gegenseitig immer wieder bekämpft und restlos aufgehoben. Das war der sog.

Leben-Jesuforschung geradezu tragisches Schicksal bis ins letzte Jahrhundert und Jahrzehnt. Kein Grund also, irre zu werden. Nicht einmal ein Grund, um für Christi göttliche Ehre und sein ewiges Reich irgendwie zu bangen. Erst wenn Jesu Gegner einmal dreitägige Tote auferwecken und nach einer Kreuzigung und Grablegung in Osterverkörperung auferstehen, wollen wir ihre religiöse Weltanschauung mit dem Ernste ehrlich Suchender erwägen. Erst wenn sie eine geistige Eigenkultur in Unabhängigkeit schaffen, die dem Werte nach der christlichen sich nähert, kann das noch denkende, deutsche Volk einen Vergleich zwischen Christus und den neuzeitlichen Antichristen ziehen. Beachten wir es wohl: Wer die Feinde in zwei Jahrtausenden überwand, braucht sich auch vor Angriffen in der Gegenwart nicht zu fürchten. Je siegesgewisser Christi Widersacher da und dort sich gebärden, desto ruhiger, aber auch desto geschlossener und gerüsteter, wollen wir sein. Je mehr und je lauter sie behaupten, seine Person und seine Lehre widersprechen der deutschen Art, umso überzeugender wollen wir selber das Gegenteil in Ehren beweisen. Treu deutsch und zugleich treu christlich! Wie unsere Vorfahren es waren!

Oder wäre es nicht ein bedenkliches Zeugnis für den germanischen Geist, wenn er fast zwei Jahrtausende gebraucht hätte, um endlich einzusehen, daß seine religiöse Ehe mit Christus und dem christlichen Glauben eine Miß- und Zwangsehe sei? Je mehr man auch das Bild und die Bibel unseres Herrn verkennt, verachtet und verbannt, desto pflichtgemäßer und tiefer wollen wir sie namentlich in die Herzen der Jugend versenken. Das ist die dringlichste, christliche Aufgabe der Zeit. Wer sich ihr entzieht, ist ein Verräter am Herrn und an der Jugend zugleich! Unser *Treuschwur* aber liegt im sühnenden Gebet, das unser Magnifikat (S. 767) enthält. Laßt es uns gemeinschaftlich nun beten:

„Heiligstes Herz Jesu,

in Demut vor dir niedergeworfen, erneuern wir unsere Aufopferung und beteuern den festen Voratz, daß wir durch Vermehrung unserer Liebe und Treue die Beleidigungen wieder gutmachen wollen, die von den Menschen dir zugefügt werden. Wir geloben: je mehr man die Wahrheit an unserer heiligen Religion lästert, desto mehr wollen wir daran glauben, o Herz Jesu, du Sitz der ewigen Weisheit. Je mehr der Unglaube sich bemüht, unsere Hoffnung auf Gott uns zu rauben, desto mehr wollen wir auf dich hoffen, o Herz Jesu, du einzige Hoffnung der Menschen. Je mehr die Herzen den Beweisen deiner göttlichen Liebe widerstehen, desto mehr wollen wir dich lieben, o unendlich liebenswürdiges Herz Jesu. Je mehr man deine Gottheit verleugnet, desto mehr wollen wir sie anbeten, o göttliches Herz Jesu. Je mehr man deine heiligen Gebote übertritt, desto mehr wollen wir sie halten, o heiligstes Herz Jesu. Je mehr man deine heiligen Sakramente verachtet und vernachlässigt, desto mehr wollen wir sie mit Liebe und Ehrfurcht empfangen, o freigebigstes Herz Jesu. Je mehr

man deine anbetungswürdigsten Tugenden aus dem Herzen verbannt, desto mehr wollen wir uns bemühen, sie auszuüben, o Herz Jesu, du Vorbild der Tugenden. Je mehr die Hölle zum Verderben der Seelen sich anstrengt, desto mehr wollen wir zu ihrem Heile beitragen, o Herz Jesu, voll Eifer für das Heil der Seelen. Je mehr die Sinnenlust und der Stolz sich bemühen, die Selbstverleugnung und die Berufstreue zu zerstören, desto mehr wollen wir uns selbst überwinden und unsere Pflichten erfüllen, o mit Schmach gesättigtes Herz Jesu. Je mehr man deine heilige Kirche beschadet, desto mehr wollen wir uns bestreben, ihre Kinder zu sein, o mit Dornen gekröntes Herz Jesu. Je mehr man den Heiligen Vater, deinen Stellvertreter auf Erden, betrübt und verfolgt, desto mehr wollen wir ihn lieben und für ihn beten, o verwundetes Herz Jesu. O Herz unseres Gottes, verleihe uns die Gnade, daß wir deine Apostel seien hier auf Erden und deine Krone werden in der ewigen Glückseligkeit. Amen.“

Es segne Euch der allmächtige Gott † der Vater, † der Sohn und † der Heilige Geist.

Freiburg i. Br., den 30. Januar 1939.

† Conrad,
Erzbischof.



Verordnung

über Fasten und Abstinenz, über die geschlossene Zeit und die Zeit
der Erstkommunion 1939/40.

Auf Grund der allgemein geltenden kirchlichen Vorschriften, sowie der von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. durch Indult vom 14. Februar 1922 für sämtliche Diözesen des deutschen Reiches gewährten Milderungen wird verordnet, was folgt:

I. Fasttage sind solche Tage, an denen man nur einmal eine volle Mahlzeit und außerdem nur morgens und abends eine kleinere Stärkung genießen darf. — Die volle Mahlzeit darf auch am Abend gehalten und die kleinere Stärkung dafür auf den Mittag verlegt werden.

Abstinenztage sind solche Tage, an denen jeglicher Genuß von Fleischspeisen untersagt ist. — Eier und Milch, geschmolzenes Fett (Schmalz), Grieben, Kunstbutter sind dagegen erlaubt. Auch der Genuß von Fleischbrühe ist an allen Tagen mit Ausnahme des Karfreitags gestattet.

Fast- und Abstinenztage sind solche Tage, an denen sowohl das Fasten als auch die Abstinenz beobachtet werden muß.

II. Solche Fast- und Abstinenztage sind:

1. der Aschermittwoch,
2. die Freitage der 40 tägigen Fastenzeit,
3. der Karfreitag bis 12 Uhr mittags,
4. die Freitage der Quatemberwochen.

Blöße Fasttage sind: *wo fällt 2. u. 3.*

1. die übrigen Wochentage der 40 tägigen Fastenzeit,
2. die Mittwoch und Samstage der Quatemberwochen,
3. die Vigiltage vor Weihnachten, Pfing-

sten, Mariä Himmelfahrt und Allerheiligen.

An diesen Tagen ist außer bei der Hauptmahlzeit auch bei der abendlichen kleineren Stärkung der Fleischgenuß gestattet. Diejenigen Gläubigen, welche wegen ihres Alters (nicht vollendetes 21. Lebensjahr, vollendetes 59. Lebensjahr) nicht verpflichtet sind zu fasten oder welche aus einem wichtigen Grund, wie schwere Arbeit oder schwache Gesundheit, vom Fasten entschuldigt sind, dürfen an diesen Tagen nicht nur zweimal — bei der Hauptmahlzeit und der abendlichen Stärkung wie die zum Fasten verpflichteten Gläubigen — sondern auch außerhalb dieser Mahlzeiten unbeschränkt Fleisch genießen.

Blöße Abstinenztage sind alle Freitage außerhalb der Fasten- und der Quatemberzeit.
○ Trifft ein gebotener Feiertag oder ein Tag, der von der ganzen Gemeinde wie ein solcher begangen wird (z. B. Fest des Kirchenpatrons, Tag einer althergebrachten Flurprozession, angelobter Feiertag), auf einen Fast- oder Abstinenztag, so fällt das Fasten- und Abstinenzgebot ganz fort; dasselbe gilt, wenn eine der genannten Vigilien auf einen Sonntag fällt.

III. Zum Fasten sind alle verpflichtet, die das 21. Lebensjahr zurückgelegt haben und nicht durch ihr Alter (angefangenes 60. Jahr) oder durch einen andern wichtigen Grund entschuldigt sind. Entschuldigt sind Kranke, genesende und schwächliche Personen, sowie alle, die entweder schwere Arbeit zu verrichten haben oder durch Fasten verhindert würden, ihre Be-

rufspflichten zu erfüllen. Im Falle eines Zweifels wende man sich an den Pfarrer oder den Beichtvater.

Zur Abstinenz sind alle verpflichtet, die das 7. Jahr vollendet haben und nicht durch einen wichtigen Grund, wie Krankheit oder Armut, entschuldigt sind. Erlassen wird die Abstinenz für alle Tage mit einziger Ausnahme des Karfreitags:

1. den Wanderern und Reisenden, auch dem Fahrpersonal aller Verkehrsmittel;
2. den Gast- und Speisewirten, Kostgebern und deren Hausgenossen, sowie allen, die in Gast- oder Kosthäusern speisen oder aus solchen regelmäßig ihre Kost beziehen;
3. den Personen, die in nichtkatholischen Haushaltungen leben und dort beköstigt werden;
4. den Militärpersonen und den Familien, bei denen Militärpersonen Wohnung und Verpflegung haben;
5. allen, die sehr schwere Arbeit zu verrichten haben;
6. denen, welche sich die Kost für den ganzen Tag auf ihre Arbeitsstätte mitnehmen müssen.

IV. Die Pfarrer und die Geistlichen mit eigenem Seelsorgsbezirk sind befugt, in besonderen Fällen und aus triftigem Grunde einzelnen Personen oder einzelnen Familien, die zu ihrem Seelsorgsbezirk gehören oder sich darin aufhalten, Dispens vom Fasten- und Abstinenzgebot zu erteilen. Den Beichtvätern steht Dispensvollmacht für ihre Beichtkinder zu.

V. Mit Rücksicht auf den Ernst der heiligen Bußzeit werden die Gläubigen ermahnt, sich freiwillig kleinere Abtötungen aufzuerlegen, sowie sich eines besonderen Gebetseifers, namentlich auch des Besuches der Fastenandachten und des gemeinsamen Gebetes in der Familie zu befleißigen und überdies ein sogenanntes Fastenalmoſen zu entrichten. 5-12 März

Ferner wird verordnet, daß in den größeren Städten eine wöchentliche Abendpredigt gehalten wird. Für kleinere Städte sowie für Landorte wird die Abhaltung dieser Abendpredigten dem Ermessen des Pfarrgeistlichen anheimgegeben.

Wo solche Abendpredigten stattfinden, ist jedesmal nach der Predigt eine passende Andacht vor ausgeſetztem Allerheiligsten in der Monſtranz zu halten. In jenen Orten, in denen keine Wochenpredigten stattfinden, ſoll einmal in der Woche und zwar womöglich Freitags eine Abendandacht nach dem „Magnifikat“ vor ausgeſetztem Allerheiligsten in der Monſtranz abgehalten werden. An Orten, wo die Abhaltung einer Abendandacht nicht für angezeigt erachtet wird, iſt je Freitags nach der heiligen Meſſe die Litanei vom bitteren Leiden und Sterben oder die Litanei vom heiligen Herzen Jeſu zu beten. Hierbei kann das Allerheiligſte im Speiſefelch ausgeſetzt und am Schluſſe mit demſelben der Segen gegeben werden.

Der löbliche Gebrauch, an den drei Faſtnachtstagen vor dem ausgeſetzten Allerheiligsten das vierzigſtündige Gebet oder, wo dieſes untunlich iſt, Beſtunden abzuhalten, wird allgemein geſtattet.

VI. Die „geſchloſſene Zeit“ dauert vom 1. Adventſonntage bis zum 1. Weihnachtstage einschließlich und vom Miſchermittwoch bis Oſterſonntag einschließlich. Verboten ſind in dieſer Zeit feierliche Hochzeiten, alſo die feierliche Einſegnung der Ehe während der heiligen Meſſe und alle jene Veranſtaltungen, die zum Ernſte der geſchloſſenen Zeit nicht ſtimmen, wie feierliche Einholung der Brautleute, geräuſchvolles Feſtgelage, Tanz und dergleichen. Erlaubt ſind ſtille Trauungen. Können aber die Brautleute die Trauung unſchwer auf eine andere Zeit verlegen, ſo iſt dieſes anzuraten. Verboten ſind in der geſchloſſenen Zeit öffentliche Luſtbarkeiten und Tanzvergnügun- gen. Auch von privaten Veran-

staltungen dieser Art sich zu enthalten, ist Wunsch und Mahnung der Kirche.

VII. Die österliche Zeit, in der alle Gläubigen streng verpflichtet sind, die heilige Kommunion zu empfangen, beginnt mit dem 25. bzw. 26. Februar (ersten Sonntag in der Fasten) und

dauert bis zum 23. April einschließlich (zweiten Sonntag nach Ostern). Es ist der Wunsch der Kirche, daß alle Gläubigen die österliche Kommunion in der eigenen Pfarrkirche empfangen.

VIII. Die heilige Erstkommunion der Kinder bleibt auf den Weißen Sonntag festgesetzt.



Vorstehendes Fastenhirtenschreiben

ist an den Sonntagen Sexagesima und Quinquagesima von allen Kanzeln der Erzdiözese in sämtlichen vormittäglichen Gottesdiensten zu verlesen; die Fastenverordnung ist am ersten Fastensonntag bekannt zu geben.

Freiburg i. Br., den 30. Januar 1939.

Erzbischöfliches Ordinariat.

